



Pulverfass Afrika



Tuareg-Rebellen nördlich von Kidal



Bergung von Attentatsopfern in Kano



Schabab-Milizionäre in Somalia



Plünderung im Grenzgebiet des Sudan

AFRIKA

# Die Seuche Kalaschnikow

Entlang dem 10. Breitengrad blockieren blutige Auseinandersetzungen jeden Entwicklungsfortschritt auf dem Kontinent. Muslime kämpfen gegen Christen, Nomaden gegen sesshafte Bauern. Eine Flut von Waffen lässt die Konflikte eskalieren.

Der Imam steigt über die Trümmer, die einmal sein Heim waren. Dann bückt er sich. „Das sind Verbrecher“, murmelt er, und mit seinen schwieligen Händen räumt er ein paar Backsteine zur Seite. Es war wie so häufig schon seit dem vergangenen Sommer. Kurz vor dem Morgenrauschen näherte sich das dumpfe Grollen einer uralten Antonow der sudanesischen Luftwaffe dem Städtchen Kauda. Dann fielen die Bomben. Eine schlug direkt vor dem Gebäude von Ismael Alokori ein. Der 60-jährige Geistliche hatte Glück, die Bombe zerstörte nur das Haus, eine Nachbarin wurde dagegen von Splittern getroffen und verlor ein Bein. Kauda liegt in den Nuba-Bergen in Südkordofan, jenem Grenzgebiet zwischen dem Sudan und dem seit vorigem Sommer unabhängigen Südsudan. Schon fast ein Jahr lang führt der Präsident des Sudan, Omar al-Baschir, einen Bombenkrieg gegen seine Landsleute in Südkordofan. Er straft sie, weil sie sich nicht länger unterdrücken lassen wollten, weil sie sich gegen eine manipulierte Gouverneurswahl wehrten, weil sie sich nicht entwaffnen ließen – und weil sie im Ver-

gleich zu ihm, dem Fundamentalisten, schon immer toleranteren Muslimen waren. Inzwischen hat die Regierung des Südsudan Truppen entsandt, die den Nuba gegen Baschirs Soldaten helfen sollen. Der amerikanische Kinostar George Clooney berichtete vorige Woche vor dem Washingtoner Senat über seine Erfahrungen in der Kampfzone; er war in den Sudan gefahren, um auf den Konflikt aufmerksam zu machen. Der Kleinkrieg in den Nuba-Bergen ist aber nur ein Konflikt einer ganzen Reihe blutiger Auseinandersetzungen, die sich etwa auf Höhe des 10. Breitengrads quer über den afrikanischen Kontinent erstrecken, von Somalia am Indischen Ozean bis zum Senegal am Atlantik. Entlang dieser geografischen Trennlinie hat sich seit gut einer Dekade ein Gürtel der Gewalt, eine Zone von Not und Anarchie herausgebildet, wie die Welt keine zweite kennt. Entstanden ist ein nahezu gesetzloser Riesenraum, in dem das Recht des Stärkeren gilt, Ansprüche mit der Kalaschnikow durchgesetzt werden und die Regierungen die Kontrolle über Regeln und Konventionen weitgehend verloren haben. Stattdessen

bestimmen kriegslüsterne Clans, religiöse Fanatiker und skrupellose Militärs das Leben. Millionen Afrikaner sind in diesem Todesstreifen auf der Flucht, vor der Gewalt, vor Dürre und Hunger. Sie stranden in Auffanglagern wie Dadaab in Kenia oder Yida im Südsudan. Am Leben erhalten werden sie vom Welternährungsprogramm der Vereinten Nationen, das in immer kürzeren Abständen immer dramatischere Warnmeldungen produziert. Eine Zone des Friedens waren die Regionen entlang dem 10. Breitengrad, der in Afrika den trockenen Sahel von den feuchten tropischen Gebieten trennt, nie. Konfrontationen zwischen arabischen Eroberern und indigenen Völkern, zwischen Viehhirten und Ackerbauern hat es hier stets gegeben. Immer schon ging es um Anpassung und Abgrenzung, um Wasser für Mensch und Tier und um die Trennlinie zwischen Christentum und Islam. Doch von Ost nach West: So viel Krieg war noch nie. In Somalia haben Warlords, Piraten und die Islamisten von al-Schabab bereits vor Jahren das Land in ein unregierbares Chaos verwandelt.

Auch der Nachbar Kenia, einst Afrikas Musterland, hat sich in diesen Konflikt hineinziehen lassen und führt einen Stellungskrieg gegen die radikal-islamischen Milizen, der keinen Sieger kennt. Ein wenig weiter Richtung Westen gehört die 2200 Kilometer lange Grenze zwischen Nord- und Südsudan zu den gefährlichsten Konfliktlinien der Welt. In den umstrittenen Gebieten Abyei, Südkordofan und Blauer Nil stehen sich gepanzerte Verbände beider Seiten gegenüber, und wenn sich die Regierungen nicht bald auf eine friedliche Aufteilung der Ölvorkommen verständigen, müssen beide Länder mit einem Zusammenbruch ihrer Volkswirtschaft rechnen. Noch weiter westlich liegt Nigeria, das bevölkerungsreichste Land Afrikas. Es wird gerade von den Islamisten der Boko-Haram-Gruppe an den Rand der Unregierbarkeit gebombt. Sogar eine Spaltung in einen muslimischen Norden und einen christlichen Süden ist bereits erkennbar. In Mali kämpfen Regierungssoldaten gleich an drei Fronten gegen Tuareg-Rebellen, die aus Libyen Zulauf und Waffen erhalten. Große Teile von Mali, Mauretanien und Niger können Europäer und Nordamerikaner nicht länger bereisen, wenn sie nicht eine Entführung durch islamistische oder kriminelle Banden riskieren wollen. Selbst frühere regionale Stabilitätsanker wie etwa der Senegal sind zu Schauplätzen blutiger Auseinandersetzungen verkommen. Über seinen Wunsch nach

an den Rand des Bürgerkriegs. Was ist los am Südrand des Sahel? Was hat zu Beginn des neuen Jahrtausends zu dieser dramatischen Häufung von Konflikten, von Hunger und Fluchtbewegungen geführt? Karge Lebensbedingungen, Völkerwanderungen und religiöse Eiferer sind eigentlich nichts Neues in dieser Zone südlich der Sahara und nördlich des Äquators. Doch zwischen Arabern und Schwarzafrikanern, zwischen Hirten und Bauern hat es immer auch besondere Formen der Anpassung und des Arrangements gegeben. Die Handelswege waren Routen des Austauschs und der Annäherung, Christen und Muslime tolerierten sich gegenseitig, wandernde Nomaden und sesshafte Bauern machten sich die unterschiedlichen Lebensweisen so zunutze, dass beide Seiten davon profitierten. Doch inzwischen sind an vielen Stellen die erprobten Übereinkünfte aufgebrochen, alte Regeln haben ihre Gültigkeit und Traditionen ihre Bindekraft verloren. Vergebens haben mehrere Politikergenerationen versucht, die Euphorie der Unabhängigkeitsphase vor einem halben Jahrhundert in eine Periode des Wachstums für alle zu überführen. Hinzu kommt eine Häufung von Dürreperioden, die Millionen ohnehin belasteter Bauern und Viehzüchter zusätzlich beschweren. Augenschein in Maiduguri, wo die jüngsten Konflikte in Nigeria begannen: Hier entstand Boko Haram, hier verübten Anhänger der Sekte die ersten Anschläge,

einer von der Verfassung ausgeschlossenen dritten Amtszeit führte Präsident Abdoulaye Wade, 85, sein Land bis überfielen sie erstmals Andersgläubige. Maiduguri liegt im bitterarmen Bundesstaat Borno, unweit der Grenze zu Niger und zum Tschad. Es ist einer der heißesten und ärmsten Flecken Nigerias. Vom Reichtum des Südens, wo täglich 2,1 Millionen Barrel Rohöl gefördert werden, kommt in Maiduguri nicht viel an. In dieser abgelegenen Landesecke etablierte Mohammed Yusuf, der 2009 von der Polizei ermordete Vordenker von Boko Haram (der Name bedeutet: Westliche Erziehung ist Sünde), vor rund zehn Jahren seinen Staat im Staate. Er sammelte Hunderte von Anhängern um sich. Sein kleines Reich war der Reflex auf die wuchernde Korruption, auf unfähige Politiker, auf eine rasch wachsende Armut. Die überwiegend jungen Männer, die der Prediger um sich geschart hatte, wandten sich gegen einen säkularen Staat und gegen den Westen, „was auch das tiefsitzende Misstrauen in Nordnigeria gegenüber dem kolonialen und christlichen Einfluss auf das Schulsystem widerspiegelt“, wie es in einem Bericht der International Crisis Group heißt. Wer verstehen will, wie Religion, Armut, Bildungsdefizite und schließlich Gewalt sich gegenseitig bedingen, findet in Maiduguri Anschauungsmaterial wie kaum irgendwo sonst. Früher einmal war die Stadt, unweit des Tschadsees gelegen, ein blühendes Zentrum für Sklaven- und Salzhandlär. Heute leben hier 1,2 Millionen Menschen in verwahrlosten Vierteln. Berühmt ist Maiduguri in der islamischen Welt nach wie vor wegen seiner Koranschulen. Von weit her, sogar aus dem Tschad und aus Kamerun, schicken Eltern ihre Kinder in die Madrasen der Stadt. Etwa 5000 Religionsschulen sind im ganzen Bundesstaat



Flüchtlinge in Somalia: „Armut ist das Grundübel“

registriert, die meisten haben sich in Maiduguri angesiedelt.

Malam Goni, direkt am Stadtkanal gelegen, ist so eine Schule. 320 Kinder, darunter 50 Mädchen, werden dort in den Koran eingeführt. Es sind überwiegend kleine Kinder, die unterrichtet werden, die meisten zwischen sieben und elf Jahre alt, aber auch Fünfjährige werden schon aufgenommen. Das Schulgelände ist vielleicht 500 Quadratmeter groß, vor den Mauern türmt sich der Müll. Gelehrt wird unter einem Wellblechdach, das gegen Sonne und Regen schützen soll. Abends werden unter dem Dach die Bastmatten ausgerollt, dann müssen die Kinder schlafen, dicht an dicht, ohne Matratze, ohne Decke oder Kopfkissen.

Es gibt nur ein Lernziel: den Koran möglichst vollständig rezitieren zu können. Rechnen? „Nein, Rechnen lehren wir nicht“, sagt Schulleiter Ibrahim Goni. Geschichte? „Ja“, sagt Goni, „den Islam und die Geschichte des Nahen Ostens.“

Und Arabisch, um den Koran auch lesen zu können. Naturwissenschaften oder andere Sprachen stehen nicht auf dem Lehrplan. Macht nichts, denn „nur wer den Koran beherrscht, ist zu Höherem fähig“, sagt der Schulleiter.

Die Mittel sind bescheiden, nur zehn Prozent der Eltern zahlen ein Schulgeld. Schulbücher gibt es nicht, geschrieben wird auf alten Schiefertafeln. Ob es ein Mittagessen gibt? „Die Jungen gehen raus, um sich zu verpflegen“, sagt Goni. Was so viel heißt wie: Wer etwas essen will, muss es sich in den Straßen erbetteln. Auch deshalb ist Maiduguri heute eine Stadt der streunenden Kinder.

Die sichtbare Not steht in bizarrem Kontrast zu einer politischen Führung, die Hilfe von außen als Aufforderung zur eigenen Bereicherung versteht. An ihrer Spitze stand bis vor kurzem ein Gouverneur, der mit Bargeld Stimmen kaufte und Weltbank-Projekte ablehnte, wenn die Hilfsgelder nicht über sein privates Konto flossen.

In dieser Symbiose von Elend, Korruption und religiösem Eifer kann nicht viel gedeihen – außer Verzweiflung und radikalen Ideen. Die hat Boko Haram im Überfluss. So wuchs die Gruppe innerhalb weniger Jahre von einigen hundert auf Zehntausende Anhänger in ganz Nordostnigeria an.

„Die Armut ist das Grundübel“, sagt der Politikdozent Abubakar Muazu von der Universität Maiduguri, „und die Religion. Für viele Männer sind 4 Frauen und 30 Kinder normal. Oft gibt es einen regelrechten Fruchtbarkeitswettbewerb unter den Ehefrauen.“ Weil keiner die vielen Kinder ernähren kann, verlassen sie das Haus und fangen an zu betteln. „Natürlich werden die schwierig, sobald sie älter werden – sie werden zur Zeitbombe“, sagt Muazu.

2600 Kilometer weiter östlich an der kenianisch-äthiopischen Grenze, am Turkana-See, dem größten Wüstensee der Erde, spielen religiöse Konflikte nur eine geringe Rolle, hier kämpfen die Menschen um das tägliche Überleben. Die Hirtenvölker versuchen, die Versteppung ihres Lebensraumes aufzuhalten, sie müssen sich mit häufig auftretenden Dürren und mit Viehdieben herumschlagen.

Am Westufer des Sees, in Sichtweite der Grenze zu Äthiopien, liegt Todonyang. Ein kleines Dorf, eine große Mission der katholischen Kirche – und eine fast unlösbare Aufgabe.

Pater Steven Ochieng soll Frieden schaffen, für ein bisschen Ausbildung sorgen und bei Krankheiten helfen. Es ist Abend, immer noch 30 Grad heiß, und der temperamentvolle Pater erläutert im Besprechungsraum seines Büros die Lage. Seit Jahrhunderten leben die Turkana und die Dassanech in der Region nebeneinander, die einen in Kenia, die anderen in Äthiopien, und nicht immer ging es friedlich zu. Aber man kennt sich. Die Turkana kaufen bei den Dassanech ein, man heiratet untereinander. Wenn jemand krank ist auf äthiopischer Seite, wo die Kinder noch nackt und die Frauen barbusig durchs Dorf laufen, bringt der Pater Medikamente. Kleinere Rivalitäten und Viehdiebstähle sind am Turkana-See Tradition, doch vor einiger Zeit ist die Sache außer Kontrolle geraten.

Womöglich hat es mit den zahlreichen Dürrephasen zu tun, dass der Wasserspiegel sinkt und sich das fruchtbare Delta des Flusses am Nordende des Sees deshalb in Richtung Kenia verschiebt. Ganz sicher hängt die Gewalt aber auch mit den Waffen zusammen, die beide Regierungen an ihre Volksgruppen ausgegeben haben. „Früher hatten sie Speere, heute haben sie Kalaschnikows“, sagt der Pater.

Im vorigen Mai richteten äthiopische Dassanech ein Massaker an unter den Turkana. Die hatten bei ihren Nachbarn gerade eingekauft und waren auf dem Heim-

weg, als sie scheinbar ohne jeden Anlass unweit des Sees attackiert wurden. 23 Turkana blieben tot liegen. „46 weitere konnten wir noch retten“, sagt der Pater. Im August kamen 14 Turkana-Frauen ums Leben, als sie im See Wasser schöpfen wollten. Auch sie wurden erschossen. Die Dassanech feierten das Massaker hinterher mit einem Fest. Was nicht heißen soll, dass die Turkana friedlicher wären.

Joseph Arbanish, 24, ist ein Dassanech, ein schüchterner junger Mann von der äthiopischen Seite, dem Pater Steven zu einem Schulabschluss verholfen hat. Er kann die Explosion der Gewalt zumindest in Ansätzen erklären. „Von uns aus stellt sich das so dar: Die Turkana haben eine Kirche, sie haben Bildung, und sie bekommen Nahrungsmittelhilfe. Wir haben von alledem nichts.“ Und dann sagt Joseph noch den schlimmen Satz: „Als Dassanech musst du einen Menschen töten – erst dann bist du akzeptiert als Mann.“

So ist die Lage am Turkana-See symptomatisch für die Region entlang dem Sahel-Gürtel. Geschossen, gebombt und gemordet wird überall dort, wo es keine Bildung und keine Arbeitsplätze gibt, wo Armut, Hunger und Verzweiflung sich gegenseitig befeuern. Wo die Zentralregierungen die Regionen sich selbst überlassen haben und die Marginalisierten allein klarkommen müssen. Wo Entwicklung ausbleibt. Wo Bildung und Aufklärung nie angekommen sind. Wo von Demokratie die Rede ist, aber keine wirkliche Beteiligung stattfindet. Das ist im Norden Nigerias nicht anders als in Somalia oder im verarmten Süden des Sudan.

Nun aber wehren sich die Vernachlässigten. Sie spüren, dass sie abgeschnitten sind vom Fortschritt der Welt. „Von meiner Mission sind es 23 Kilometer bis zur nächsten Schule“, sagt Pater Steven. Auf der äthiopischen Seite, von Addis Abeba noch schlimmer vernachlässigt, gibt es überhaupt keine Schulen.

Besonders betroffen sind die Nomaden der Region. Sie sind traditionell bildungsfern, leben von ihren Tieren und ziehen dem Regen und den grünenden Weideflächen nach. Über Jahrhunderte haben sie gelernt, sich den trockenen Verhältnissen anzupassen. Und während all der Zeit waren sie die Herren der Trockenzone. Doch nun stoßen die Nomaden



Schauspieler Clooney\* Zeuge für einen vergessenen Krieg



Rebellen im Sudan: Gesetzloser Raum, in dem das Recht des Stärkeren gilt

an die Grenzen ihrer Lebensform, sie sind zu Verlierern des Wandels geworden.

Seit über zwölf Jahren arbeitet der deutsche Tiermediziner Willi Dühnen, 56, im östlichen Afrika. In Somalia, in Kenia, im Südsudan, in Äthiopien. Es gibt nicht viele, die so vertraut sind mit den Nöten der Nomaden. „Die Anbauflächen der sesshaften Bauern sind größer geworden, die Bevölkerung ist gewachsen, und die Herden haben auch zugenommen. Wo früher traditionelle Durchzugsrouten waren, sind heute Städte oder eingezäunte Farmen.“ Wo die Nomaden früher ungehindert zu Wasserstellen und grünen Weidegründen ziehen konnten, stoßen sie heute überall auf Barrieren. Die Konflikte sind programmiert.

„Die Nomaden sind im Vergleich zu den Ackerbauern verarmt“, sagt Dühnen. „Die Bauern haben von technischen Fortschritt profitiert, die Nomaden nicht.“ Dann rechnet er vor: Von zehn Milchkühen könne ein Farmer gut leben, zehn Rinder eines Nomaden, die nur wenig Fleisch und Milch geben, führten direkt in die Armut.

Auch der Klimawandel bedroht sie. Die Regenphasen sind kürzer geworden, die Trockenzeiten länger. Die Nomaden können sich nicht mehr schnell genug anpassen. Vier Jahre dauert es, sagt Dühnen, bis sich eine Herde von einer Dürre erholt hat. Das sind schlechte Voraussetzungen, wenn – wie etwa am Horn von Afrika – inzwischen alle zwei bis drei Jahre eine Trockenzeit die Region heimsucht. Auch das führt zu Konflikten: Die Nomaden brechen früher auf und ziehen mit ihren Herden nicht über längst abgeerntete Felder, sondern auch über Ackerflächen, die gerade in Frucht stehen.

Der Fluch der ganzen Region aber ist die Flut von Waffen. Der halbe Kontinent

scheint ausgestattet mit Gewehren, vorzugsweise russischen Kalaschnikows. In Nigeria errichten selbsternannte Dorfschützer, ausgestattet mit der bewährten AK-47, Kontrollposten an den Straßen. Am Turkana-See steigen die Fischer, angeblich zum Selbstschutz, mit umgehängten Gewehren in die Boote, und auch in den Nuba-Bergen treiben die Viehzüchter ihre Rinder mit der geschulterten Kalaschnikow auf die Weideflächen. Die Waffen sind Relikte aus über 20 Jahren Bürgerkrieg in Somalia und Sudan. In Kenia und Äthiopien waren es die Regierungen selbst, die ihre Nomaden mit Waffen versorgten. Weiter westlich in der malisch-nigrischen Sahara, wo sich Menschen-, Drogen- und Waffenschmuggler die Hand reichen, ist die von der Schulter baumelnde Kalaschnikow selbstverständlich. Entwaffnungsprogramme sind fast überall gescheitert, im Sudan ebenso wie in Kenia, im Südsudan oder im Nordosten Kongos. Und weil es so viele Waffen gibt wie nie, enden auch die Konflikte blutig wie nie.

So wird es weitere Opfer geben. Und Abhilfe ist nicht in Sicht. Schon warnen die Vereinten Nationen im Sudan, in Mali und Niger vor neuen Flüchtlingswellen. Im kriegszermürbten Somalia ohnehin, im nördlichen Kenia, aber auch im Südsudan und im gesamten westlichen Sahel zeichnen sich bereits die nächsten Hungerkrisen ab.

Pater Steven will dennoch ausharren am Turkana-See. Auch wenn ihm schwant, dass „wir schweren Zeiten entgegenblicken“. Es falle weniger Regen, der Kampf um Wasser und Weideland werde noch härter werden.

Am Morgen ist ihm ein Primarschüler mit einer geschulterten Kalaschnikow über den Weg gelaufen. Der Pater sagt: „Es sieht nicht gut aus. In diesem Teil der Welt scheint es immer nur schlechter zu werden.“

\* Bei seiner Festnahme vor der sudanesischen Botschaft in Washington am vergangenen Freitag.